



Der Moment, der alles verändert: Daniel Albrecht fällt in Kitzbühel. (22. Januar 2009)

Sturz ins Leben

Vor zehn Jahren verunfallte Daniel Albrecht auf der Streif in Kitzbühel lebensbedrohlich. Er schaffte ein wundersames Weltcup-Comeback. Und doch ist er nie mehr richtig angekommen im Skisport. Jetzt wagt Albrecht etwas ganz Neues. **Von Philipp Bärtsch**

Daniel Albrecht ist jetzt Mondhausbauer. Er hat die Mondhaus GmbH gegründet, er will mit seiner Firma den Bau von Häusern aus naturbelasstem Mondholz vermarkten. «Ob sich damit Geld verdienen lässt, weiss ich nicht so genau», sagt Albrecht, aber wenn es einfach wäre, würde es ihn nicht interessieren.

Die Jahre rauschen vorbei, bald zwölf sind vergangen, seit Albrecht in Are Weltmeister in der Kombination und WM-Zweiter im Riesenslalom wurde; am Dienstag fährt sich jener Schicksalstag zum zehnten Mal, der dieses Leben in ein Vorher und ein Nachher teilt: der grauenhafte Sturz in Kitzbühel. Der Glanz und das Leid dieser Skikarriere treffen wieder zusammen in den Erinnerungen – zwei Wochen nach dem Jahrestag des Unfalls beginnen die nächsten Weltmeisterschaften in Are.

Albrecht hatte beim Sturz ein schweres Schädel-Hirn-Trauma erlitten, er lag drei Wochen im künstlichen Koma, drei Wochen, von denen er nichts mitbekam. Die Menschen in seinem Umfeld und eine breite Öffentlichkeit bangten zuerst um sein Leben, dann fragten sie sich, ob Albrecht ohne bleibende Schäden davorkäme. Es war, als würde die Skination zurückgeworfen ins Jahr 2001, als Silvano Beltrametti, das Ausnahmetalent der damaligen Zeit, in Val-d'Isère gestürzt war. Beltrametti ist seither querschnittsgelähmt. Albrecht hatte Glück im Vergleich zu ihm.

Im Goms scheint die Sonne, das neue Jahr hat eben erst begonnen, Daniel Albrecht, 35,

sitzt daheim in Fiesch am Küchentisch und sagt: «Auch der Weltmeister ist noch da, aber der Sturz ist halt bekannter.» Mit dem Sturz und dessen Folgen hat Albrecht auch Menschen ohne Bezug zum Skisport berührt. Sieger gibt es viele, jedes Rennen gewinnt jemand, und selbst Weltmeister werden jeden zweiten Winter gekürt.

Manchmal redet Albrecht über seinen Sturz wie über eine Episode statt wie über eine Zäsur. «Der Sturz ist etwas, das in meinem Leben passiert ist, das zu mir gehört», sagt er. «Aber ich denke nicht jeden Tag daran, und es sind keine Gefühle damit verbunden.» Vor drei Jahren sass Albrecht dem Talkmaster Kurt Aeschbacher gegenüber, er erzählte ihm, dass er sich den Sturz «recht gern» ansehe, weil es noch cool ausschaue. Gar so viel Abklärtheit sollte man Albrecht nicht abkaufen. Aber wie einer, der mit der Schicksalsfügung hadert, hat er nie gewirkt.

Er könnte noch immer dabei sein

Zwölf Jahre seit den WM-Medaillen, zehn Jahre seit dem Sturz. Albrecht könnte immer noch dabei sein, wie Aksel Svindal, Manfred Mölgg, Jean-Baptiste Grange und Lindsey Vonn, 2007 ebenfalls auf WM-Podesten, aber bis heute im Kreis der Weltbesten. Albrecht hatte damals noch keinen Podestplatz im Weltcup erreicht, er galt aber seit längerem als die personifizierte Verheissung einer prächtigen Zukunft für den Schweizer Skisport.

Albrecht teilte die Hoffnungsträgerrolle mit Marc Berthod. Berthod gewann in Are die Bronzemedaille in der Kombination, für die



Der Skiverband warf Daniel Albrecht vor seinem Rücktritt aus dem Kader – Kriterien für die Selektion nicht erfüllt, tchüss.

Medien waren er und Albrecht die Ski-Zwillinge, sie zogen Vergleiche mit Kjetil André Aamodt und Lasse Kjus, der norwegische Medaillensammler-Zweierbande. Der Trainer Sepp Brunner sagte: «In zwei bis drei Jahren wird mindestens einer der beiden um den Sieg im Gesamtweltcup fahren.» 2008 gewann Berthod den Riesenslalom in Adelboden, vor Albrecht – Ski-Zwillinge, Freudentaumel. Dann wurde der Bündner von langwierigen Rückenproblemen gestoppt, bis zum Rücktritt 2016 klassierte er sich im Weltcup nur noch achtmal unter den ersten zehn. Albrecht gewann bis zum Sturz vier Weltcuprennen, vier weitere beendete er im zweiten Rang.

Zehn Jahre seit dem Sturz. Die Zeit ist geteilt in viereinhalb Comeback-Jahre und fünf Jahre der Neuorientierung. Im Oktober 2013 trat Albrecht vom Profisport zurück, drei Monate später war er Gast in der Talksendung «Schawinski». Roger Schawinski stellte seine bekannte Einstiegsfrage: «Daniel, wer bist du?» Albrecht suchte nach einer Antwort: «Wer ich bin? Ahm ...» Dann fand er etwas: «Ein mehr oder weniger junger Typ, der Arbeit sucht.»

Komplizierte Frage, wer man sei, in einer Lebensphase, die sich anfühlt wie der tote Winkel zwischen Abschied und Aufbruch.

Albrecht hat immer Arbeit gehabt, stets hing alles mit dem Skisport zusammen. Jetzt aber hat er sich abgenabelt von seiner Vergangenheit. In Wahrheit suchte Albrecht nicht Arbeit, sondern eine neue Bestimmung.

Nun hat er wieder etwas entdeckt, das ihn erfüllen könnte. Nach dem Rücktritt begann

er, den Bau eines Eigenheims zu planen. Er wollte kein Nullachtfünfzehn-Haus, aus Walliser Holz sollte es sein, aus Mondholz, gefällt im Winter, kurz vor Neumond. Die Planung dauerte Jahre, im Wallis baut niemand solche Häuser, aus einheimischem Holz und ohne Leim, Farbstoffe oder Lacke. Albrecht musste sich zuerst schlau machen, er sprach mit Förstern, Sägern, Zimmermännern, Schreibern, er musste die Betriebe, die so etwas ermöglichen konnten, zuerst finden.

2016 war das Holzhaus fertig – und aus dem Projekt entstand eine Geschäftsidee. Albrecht sieht sich als Berater, der Bauherren sein Netzwerk zur Verfügung stellt. Seine Bekanntheit soll bei der Vermarktung helfen, Albrecht hat zuletzt zügig vorwärts gemacht mit seinem Konzept, um starkklar zu sein, wenn die Medien wieder kommen, zehn Jahre seit dem Sturz, WM in Are, ihn muss man nicht lehren.

Vor einem Jahr wurde Albrecht von der «NZZ am Sonntag» interviewt, in der Kurzbiografie stand: «Seit dem Rücktritt 2013 arbeitet er als Mentaltrainer, Skitrainer und Chef seiner Skibekleidungsfirma Albricht.» Davon ist nichts mehr aktuell. Im Frühling verkaufte Albrecht seine Firma, mit der er seit der Gründung kurz vor dem Unfall gutes Geld verdient hatte. Die Ausbildung zum Mentaltrainer schloss er 2015 ab, doch ein offizielles Mandat hat er derzeit nicht. Als Skitrainer absolvierte er zwar den Berufstrainerlehrgang, doch die Prüfung liess er sein, «ich betrachtete einen Abschluss als verlorene Zeit».

In der Trainerausbildung tat sich Albrecht schwer. «Du brauchst sehr viele angekommen nach dem Sturz. Er hatte zu-

Ein Haus nach eigenen Vorstellungen, aus naturbelasstem Mondholz: Daniel Albrecht zu Hause in Fiesch. (4. Januar 2019)

Lauberhornabfahrt

«Vinz» gegen Feuz – Kriechmayr gewinnt High Noon in Wengen

1. Kriechmayr (AUT) 2:28,36
2. Feuz (SUI) +0,14
3. Kilde (NOR) +0,26

In der Schweiz herrscht Jahr für Jahr ein ziemliches Trara um die Lauberhornrennen. Und da kommt also ein Österreicher, stellt sich in den Zielraum und spricht vom «nach Kitzbühel vielleicht sogar zweitwichtigsten Abfahrtsrennen». Nach Kitzbühel. Vielleicht. Gestatten: Vincent Kriechmayr.

Der 27-Jährige klärte am Samstag freilich nicht nur die Hierarchie unter den Abfahrts-Classiques, sondern auch unter den Fahrern. Kriechmayr absolvierte die Lauberhornabfahrt am schnellsten, 14 Hundertstel vor Beat Feuz, was niemanden so wenig überraschte wie: Feuz.

Schon vor der Saison hatte der Schweizer in der «NZZ am Sonntag» auf Kriechmayrs Stärken hingewiesen; Kriechmayr sei das Mass der Dinge, «was technisch brillantes Skifahren im Speed-Bereich betrifft». Man sehe einfach, wie ruhig bei Kriechmayr die Ski liefen, «wie schön er über den Ski steht und die Ski brutal reindrückt» – und er, Feuz, könne dessen Schwung nicht 1:1 kopieren. Vielleicht dachte er damals selber nicht, dass es eine Weissagung für den 19. Januar 2019 sein würde.

Feuz scheint Kriechmayr zu mögen, nicht nur als Rennfahrer, manchmal redet er einfach von «Vinz», als sei er ein alter Kollege aus Emmentaler Zeiten. Und als hätte sich jahrelang alles auf diese eine Situation zugespitzt, auf ein High Noon am Lauberhorn, fiel die Entscheidung in der Wengener Abfahrt 2019 kurz vor dem Ziel, nicht zuletzt dank Kriechmayrs Brillanz. Denn der Konkurrent hatte das drittletzte Tor unmittelbar vor dem Ziel-S genauso direkt angefahren, wie es sich auch Feuz vorgenommen hatte – Kriechmayr aber zog es durch, Feuz hielt sich zurück, weil er sich schon bei einer ande-



Zwei, die sich mögen: Lauberhornsieger Vincent Kriechmayr (rechts) und der zweitklassierte Beat Feuz.

ren legendären S-Kurve, oben beim Brüggli, nicht genügend sicher gefühlt hatte. Feuz hatte Halt vermisst, er bekundete generell Mühe mit den unterschiedlichen Schneebedingungen auf der längsten Abfahrtsstrecke der Welt. Oben habe sich der Schnee «kalt und stumpf» angefühlt, sagte Feuz, bei Hundschopf und Minschkante sei es «pures Eis» gewesen, und erst weiter unten «normal».

Es spricht für Feuz' Form, dass er sich trotz einem gewissen Unwohlsein souverän auf Platz zwei behauptete. Andere Podestanwärter wie die Südtiroler Dominik Paris und Christof Innerhofer verloren mehr als eine Sekunde auf den Sieger. Es war ein sonderbares Rennen, mit etlichen Unterbrüchen und einem

italienischen Überraschungsmann, Emanuele Buzzi, der mit Nummer 25 den sechsten Rang erreichte, im Ziel aber derart unglücklich zu Fall kam, dass er im Sturzraum minutenlang gepflegt und mit dem Auto abtransportiert werden musste. Und nicht minder bemerkenswert: dass neben Feuz bloss vier Schweizer am Start standen. Marc Gisin und Patrick Küng fehlten verletzt, andere waren in den Europacup delegiert worden. Immerhin klassierten sich alle in den ersten 17. Es war auch schon anders: 2013 starteten acht Schweizer, die besten beiden erreichten die Ränge 15 und 17 – vor heimischem Publikum, im vielleicht sogar wichtigsten Abfahrtsrennen. *Benjamin Steffen, Wengen*

lernen musste, wie man Ski fahren sollte», sagt er. «Du hörst die ganze Zeit zu – und wirst nie etwas gefragt. Ich weiss nicht alles, aber was frühere Topathleten wissen, bringt sonst niemand mit.» Albrecht ist nicht systemkonform, nur schon die Kombination Ski- und Mentaltrainer wirkt auf manche Exponenten dieses konservativen Sports suspekt.

Albrecht sähe sich in einer Co-Trainerrolle, als ganzheitlicher Berater, auch menschlich nahe am Athleten. Doch dieses Profil kennen Skiverbände nicht, Albrecht lotete bei Swiss Ski einmal aus, ob Interesse bestünde, «aber ich bekam nicht das Gefühl, dass das gesucht ist, sie wollten, dass ich mich ganz normal für einen Trainerjob bewerbe». Der Skiverband hatte Albrecht vor dem Rücktritt aus dem Kader geworfen – Selektionskriterien nicht erfüllt, tchüss. Albrecht sagt, so sei halt das System, niemand sei schuld, aber als Orhrfige habe er den Entschluss trotzdem empfunden.

2015 unterstützte Albrecht während einiger Trainingskurse Lara Gut, die dann den Gesamtweltcup gewann. Sie hatten es gut miteinander, Albrecht sagt, Gut sei eine Athletin, mit der einfach umzugehen sei, aber eine vertiefte Zusammenarbeit ergab sich nicht.

2016 wurden Albrecht und seine Frau Eltem eines Mädchens, ein Trainerjob mit ständigen Abwesenheiten verlor den Reiz. Ein mehr oder weniger noch junger Typ, der Arbeit sucht. Schawinski hatte auf die Selbstbeschreibung seinerzeit ungläubig entgegnet: «Arbeit sucht? Nein, ehrlich?» In der Skiwelt ist Albrecht nie mehr richtig angekommen nach dem Sturz. Er hatte zu-

rückfinden müssen ins Leben und zurückfinden wollen in den Sport, der sein Leben war. Albrecht musste alles neu ordnen in seinem Kopf, Wörter, Gefühle, Erinnerungen. Kaum wusste er wieder, wer er war, verlangte er nach einem Ergometer. Wenn er nach der Entlassung aus dem Spital mit der damaligen Freundin und heutigen Frau Eile mit Weile spielte, vergass er zwischen zwei Zügen, mit welcher Farbe er spielte, «aber als ich nur noch Rot oder Blau nahm, bekam ich das in den Griff». Rot und Blau – die Farben der Tore, die Farben des ewigen Skirennfahrer-Kreislaufs. Wenige Monate nach dem Unfall reiste Albrecht mit der Mannschaft ins Konditionstrainingslager. Einmal fuhr er mit dem Rennwelo auf einer Kreuzung einfach geradeaus, ohne Blick nach rechts, ohne Blick nach links.

Vom Zentrum an den Rand

Die Teamkollegen merkten: Der Anführer von einst war immer noch ein Reha-Patient. Aber wie mit jemandem umgehen, der fünfmal die gleiche Frage stellt und sich gleichzeitig in den Kopf gesetzt hat, wieder Weltcuprennen zu fahren? Albrecht rückte vom Zentrum der Mannschaft an den Rand. Vielleicht hätte eine Fachperson, eine Neuropsychologin etwa, die Reintegration erleichtern können.

Albrecht hatte so weit unten neu anfangen müssen, dass ein Weltcup-Comeback ein groteskes Ziel schien. Er erreichte es, doch ihm war das nicht genug, er wollte wieder Rennen gewinnen. Im ersten Weltcup-Einsatz gut 22 Monate nach dem Unfall wurde Albrecht 21., es war eine Sensation – und der Anfang vom

Ende. Das nächste Rennen liessen ihn die Trainer nicht fahren, sie meinten es gut, sie wollten behutsam sein, «doch mit dem Entschcheid machten sie mein Selbstvertrauen kaputt». Albrecht geriet in einen Strudel von Problemen, er, der immer genau gewusst hatte, was er wollte und was er brauchte, der nicht einfach gemacht hatte, was die Trainer sagten und sich auch einmal mit ihnen anlegte, musste auf einmal bis zur Erschöpfung überlegen, ob er jetzt am nächsten Tag Riesenslalom trainieren soll oder Slalom. Doch im Rennsport-System galt er nach dem ersten Einsatz als gesund, er musste Resultate liefern wie jeder andere auch, um in der Startliste nicht zurückzufallen.

«Anfang 2012 hatte ich erstmals das Gefühl: Da komme ich nicht mehr raus», sagt Albrecht. Im November 2012 stürzte er im Abfahrtsrennen, er erlitt Knieverletzungen. Und diesmal kehrte er nicht mehr zurück, im Oktober 2013 gab er das Karriereende bekannt. «Früher hatte ich im Skisport ein Spiel gesehen, Leidenschaft und Freude. Dann kämpfte ich ständig gegen Negatives an. Mir fehlte die Kraft, um noch einmal neu anzufangen.»

Der weite Weg zurück in den Weltcup nach dem Schädel-Hirn-Trauma war die bestmögliche Therapie. Am Ende hatte Albrecht so viel Energie in den Skisport investiert wie kaum ein anderer. Manche klammern sich auch nach dem Rücktritt an ihren Sportkosmos, suchen ein neues Betätigungsfeld darin. Andere lassen ihn los.

Daniel Albrecht hat ihn losgelassen, zehn Jahre nach dem Sturz.